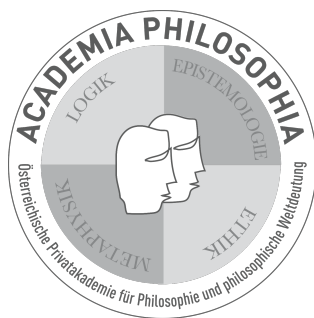




ACADEMIA PHILOSOPHIA

BERND WASS

PHILOSOPH



Kolloquium
Philosophie des Glücks
Eine Rückschau

Es scheint wenig zweifelhaft, dass das Glück – oder wie Aristoteles zu sagen pflegt, die *Glückseligkeit* – eines der *höchsten Güter* ist, das der Mensch zu erlangen strebt, wenn nicht überhaupt das höchste. Das liegt wohl daran, dass es das einzige Gut ist, das nicht um irgendeiner anderen Sache wegen angestrebt wird, sondern ausschließlich seiner selbst wegen. Wer endlich glücklich ist, so könnte man sagen, der will sonst nichts mehr. Doch zunächst drängt sich die Frage auf, wovon eigentlich die Rede ist, wenn vom Glück die Rede ist. Blickt man in die Antike, so glaubte man es in der *unerschütterlichen Seelenruhe* (Ataraxia) zu finden, die sich, epikureisch gedeutet, bei jenen einstellt, die in der Lage sind, die eigene Lust zu vermehren und den eigenen Schmerz zu verringern oder aber stoisch gedeutet, bei jenen, die Lust und Schmerz überwinden, und sich vom Erfolg nicht verführen, vom Misserfolg nicht niederschlagen lassen. Doch bei genauerer Betrachtung muss man den Eindruck gewinnen, dass ein derart eng gefasster Glücksbegriff, im Zusammenhang mit der Idee des höchsten Guts, untauglich ist, um die Mannigfaltigkeit dessen, was einem im Verlauf des Lebens widerfährt, vernünftig fassen zu können. Vieles deutet darauf hin, dass es zweckmäßiger wäre, anstatt vom glücklichen, vom *guten Leben* zu sprechen, denn in einem guten Leben hat das Glück zwar seinen Platz, greift aber nicht mehr Raum. So lautet die alles entscheidende Frage: *Was ist ein gutes Leben?* Eine erste Antwort findet sich – negativ formuliert – in den Motiven derselben: Ein gutes Leben ist ein solches, in dem die eigenen Gefühle, Wünsche und Zielvorstellungen widerspruchsfrei in einer richtunggebenden Ordnung stehen, die zugleich als ein *sinnvolles Ganzes* wahrgenommen wird, dem man von einer reflektierenden Warte aus zustimmen kann. Mit anderen Worten: Ein gutes Leben ist ein *selbstbestimmtes* Leben. Dabei muss man die Selbstbestimmung – formal gesehen – als die Fähigkeit deuten, sich selbst Gesetze zu geben, die man für richtig hält und entsprechend derer man handeln will; und man muss in der Lage sein, die Handlungen, welche diese Gesetze vorschreiben, in der Tat auszuführen. Doch ist ein derart ausgezeichnetes Leben überhaupt jemals zu erlangen? Für die antiken Skeptiker schon alleine deshalb nicht, weil es hierfür einer *umfassenden Erkenntnis* der Welt bedürfte, in der wir leben, sich diese Erkenntnisse aber prinzipiell nicht gewinnen lässt. Für Arthur Schopenhauer nicht, weil die Vorstellung vom guten bzw. geglückten Leben von Grund auf ein *Irrtum* ist. Diese, unsere Welt, ist schlicht und ergreifend nicht dafür eingerichtet, dass es uns erlaubt wäre ein gutes, mithin sinnerfülltes Leben zu führen. Wenn überhaupt, so zeigen sich die Splitter eines solchen Lebens nämlich nur dann, wenn *Abwesenheit von Langeweile* und *Abwesenheit von Schmerz* zusammenfallen. Dieses nämlich sind die Angelpunkte, zwischen denen sich unser Leben aufspannt. Entweder wir befinden uns in einem Mangelzustand, dem Zustand des Schmerzes, oder, wenn dieser Zustand durch Bedürfnisbefriedigung endlich beseitigt ist, im Zustand der Langeweile. Vom blinden, dumpfen Weltwillen angetrieben, hin und hergerissen zwischen den sich ständig aufdrängenden Bedürfnissen, der Befriedigung dieser Bedürfnisse und der daraus entspringenden, erbarmungslosen Öde, bleibt uns am Ende nichts anders übrig, als unser Heil in Albert Camus' Sisyphos zu suchen: Einer Welt Sinn abringen zu wollen, in der es

qua dessen, was sie ist, keinen Sinn gibt, ist *absurd*. Und in der Erkenntnis dieser Absurdität, im Bewusstsein des radikalen Nicht-Sinns, liegt das Moment der *verschwiegenen Freude*, jener Augenblick, in dem das Schicksal überwunden werden kann, in dem die Götter *verachtet* werden. Und doch: Wir *müssen* leben, weil wir *wollen* leben, sodass wir mit Friedrich Nietzsche zu Michel de Montaigne gelangen könnten, indem wir sagten: „Dass ein solcher Mensch geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust auf dieser Erde zu leben, vermehrt worden. [...] Mit ihm würde ich es halten, wenn die Aufgabe gestellt wäre, es sich auf der Erde heimisch zu machen“ (Nietzsche, Friedrich: *Unzeitgemäße Betrachtungen*, de Gruyter, Berlin, 2015, S. 348). Vor dem Hintergrund der Negation bricht bei Montaigne DAS GROßE JA durch; ein vorbehaltloses *Ja* zum Leben:

Ja zum Lachen, denn das Besondere unseres Menschseins besteht darin, daß wir zugleich des Lachens fähige und lächerliche Wesen sind.

Ja zum Lesen, denn die Bücher bieten denen, die sie recht auszuwählen wissen, viele Annehmlichkeiten.

Ja zur Freundschaft und Geselligkeit, denn die Freundschaft bildet die Krönung der Gesellschaft.

Ja zum Reisen, denn die Verschiedenheit der Lebensweisen von einem Volk zum andern löst in mir nichts als Freude an solcher Vielfalt aus.

Ja zum Essen und Trinken, denn sie sind eine der wesentlichsten Verrichtungen unseres Lebens, und ein gutes Gastmahl ist ein festliches Vergnügen.

Ja zum Tanzen, denn die Grazie des Tanzes hängt nicht nur von der Bewegung der Füße ab, sondern auch von Liebreiz und Haltung der ganzen Person.

Ja zum maßvollen Genuß von Mode und Luxus, denn wenn man die Kleidung auf ihren eigentlichen Zweck zurückführen wollte, dem Körper und seiner Bequemlichkeit zu dienen, würde man erkennen, daß von daher ihre ursprüngliche Anmut und Angemessenheit stammt.

Ja zum vernünftigen Umgang mit Geld, denn Wohlstand und Bedürftigkeit hängen von der Einstellung jedes einzelnen ab.

Ja zum praxisbezogenen Philosophieren, denn die Philosophie hält ihre Lehren für jeden Menschen bereit, vom Kindesalter bis zum Wiederkindischwerden.

Ja zur eigenen Erfahrung, denn ob eines Kaisers oder eines einfachen Mannes Leben, stets ist es allem ausgesetzt, was Menschen begegnen kann.

Ja zum Schlafen und Träumen, denn ich glaube, daß Träume unsere Neigungen zutreffend interpretieren.

Ja zur Kultur und Kunstsinn der Wilden, denn es gibt keine bessere Schule für unsere Weiterbildung im Leben, als unseren Geist unausgesetzt die Mannigfaltigkeit so vieler anderer Daseinsweisen, Anschauungen und Gebräuche vorzuführen und ihn an diesem ewigen Wandel der Erscheinungsformen unserer Natur Geschmack finden zu lassen.

Ja zum Lehrmeister Tier, denn in den meisten ihrer Werke erweisen sich die Tiere als uns überlegen.

Ja zur Krankheit, denn wehzuklagen, weil einem etwas zustieß, das allen zustoßen kann, ist unangebracht, und überdies lassen uns die Krankheiten die Gesundheit umso dankbarer genießen.

Ja zu einer gelassenen Haltung gegenüber dem Tod, denn da es gute Todesarten für Narren gibt, und gute für Weise, machen wir doch solche ausfindig, die gut sind für die Menschen dazwischen! (De Montaigne, Michel: *Von der Kunst das Leben zu lieben*, Die Andere Bibliothek, Berlin, 2015, S. 14 f.)